

Am 3. Juli.

Seit die Tage heiß werden, suche ich, meinen gewöhnlichen Spaziergang am See hin verlassend, gegen abend den Wald auf. Es ist mir dieses ganz einsame Ergehen im Walde, wo höchst selten eine menschliche Seele einem begegnet, ein wahrer Hochgenuß. Die Stille im dunkeln Grün, durch das die Sonne nur verstoßen blickt, das leise Rauschen in den oberen Zweigen der Fichten und Tannen, das halblaute Zwitschern und Pfeifen der Vögel in der Abendchwüle wirkt wie kühlender Tau auf mein Seelenleben.

Es mutet mich im Naturleben nichts sympathischer an, als Wasser und Wald. Ein See oder ein grüner Tannenforst sind mir in ihrer Ruhe und Bewegung, bei Sturm wie bei hellem Sonnenschein, gleich lieb. Und beide haben auch eine eigentümliche Ähnlichkeit. Was der Wald über der Erde, das ist der See in der Tiefe der Erde. In beiden ist ähnlich Leben und Bewegung; über der Oberfläche des Sees spielt der Wind, wie über den Kronen des Waldes — in gleich sanftem oder gewaltigem Rauschen. Den See durchziehen die Fische, den Wald die Vögel, und im Innern von beiden ist rastloses Leben und Schweben millionenfacher Geschöpfe. Die Majestät des Schöpfers zeigt sich in ihnen weit mehr, als in der sonstigen, stillen Natur und spricht am eindringlichsten und dabei am wohlthuendsten.

Wie manche stille, innerlich frohe Stunde habe ich schon dem Walde „Weingarten“ zu verdanken, zur Sommerszeit in seinem Innern, im Frühjahr und Herbst an seinen Rändern hin!

Heute traf ich, was selten der Fall ist, den alten Beiförster Grohe, der seitdem das Zeitliche längst gesegnet hat, im Walde. Er liegt zur Sommerszeit den ganzen Tag über in seiner Hütte in der Wald-Saatschule und brütet vor sich hin. Das Schicksal hat ihn hart geschlagen. Er war